

Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte
im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine
70173 Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 4

P r o t o k o l l

der 99. Sitzung am 9. März 2002
im Hauptstaatsarchiv Stuttgart

- Thema: Militärgeschichte IV: Kriegserlebnis und Kriegserfahrung im
Zweiten Weltkrieg
- Teilnehmer: 45
- Dauer: 15:00 - 18:30 Uhr
- Leitung: Bernhard Theil
- Inhaltsverzeichnis: I. Begrüßung und Einführung von Dr. Bernhard Theil (S. 2); II. Vortrag
von Dr. Klaus Latzel (S. 5); III. Diskussion (S. 16); IV. Vortrag von
Dr. Christof Strauß (S. 18); V. Diskussion (S. 32)

I. Begrüßung und Einführung

Dr. Theil begrüßt die Anwesenden und weist darauf hin, dass noch einmal Militärgeschichte in erweiterter Form Rahmenthema ist, das heißt, dass es weniger um Organisation von Armeen und deren Einsatz als vielmehr um die Rolle des Militärs in der Gesellschaft geht und um seine gleichsam kulturgeschichtliche Relevanz, vor allem aber um die Auswirkungen des Militärischen überhaupt. Dass hierbei der regionale Bereich eine besondere Rolle spielt, liegt auf der Hand. In ihm können etwa militärisch bestimmte Verhaltensweisen am besten untersucht werden.

Militär und Militärisches kommen andererseits natürlich in der Extremsituation des Krieges erst wirklich zu sich. Daher haben sich die vergangenen Sitzungen an ausgewählten Beispielen mit der Wirkung von Kriegen beschäftigt, wobei zunächst die Kriege ausgewählt wurden, die in der Geschichte der Neuzeit den nachhaltigsten Eindruck auf die Zeitgenossen hinterlassen haben - nämlich einerseits der Dreißigjährige Krieg und andererseits der Erste Weltkrieg. In beiden Fällen ging es einerseits um die Kriegserfahrung und das Kriegserlebnis der unmittelbar Beteiligten, also der Soldaten, aber auch um die Auswirkung und den Einfluss von Krieg und Gewalt auf die Bevölkerung als ganze. Der Erste Weltkrieg markiert dabei gleichsam das Ende der Neuzeit und den Beginn der modernen Geschichte. Dass vor diesem Hintergrund der Zweite Weltkrieg den thematischen Abschluss bildet, ergibt sich von selbst. Führt er doch Entwicklungslinien weiter, die im Ersten Weltkrieg begonnen wurden; gleichzeitig aber übertraf er im Hinblick auf Gewaltpotential und Auswirkungen alles bisher Dagewesene noch einmal in früher unvorstellbarer Weise.

Wiederholt war davon die Rede, dass das Militärische sich im 19. Jahrhundert zu einem kulturellen Ferment ersten Ranges entwickelte, das zu einer Militarisierung der Gesamtgesellschaft führte, die wiederum mit einer gewissen Konsequenz im Ersten Weltkrieg mündete, und dass Militärgeschichte - mindestens soweit sie sich mit dieser Zeit beschäftigt - zu einer Art Integrationswissenschaft wurde, deren Gegenstand so in alle Bereiche der geschichtlichen Wirklichkeit hineinreicht.

Nun - dies gilt auch für den Zweiten Weltkrieg, der durchaus an den deutschen Militarismus des späten 19. Jahrhunderts anknüpft, vor allem wenn man die Totalität der Ressourcennobilisierung betrachtet. Auch hier werden Vorgaben des Ersten Weltkriegs konsequent weiterentwickelt.

Und doch gibt es entscheidende Unterschiede - zumindest aus der Warte der deutschen Geschichte: Es ging im Grunde nicht mehr um das Militärische als dominierendes Lebensideal einer bürgerlich geprägten Gesellschaft - wie man dies von der wilhelminischen Epoche noch mit Fug und Recht sagen kann, sondern Militärisches und militärische Gewalt bildeten nur einen - wenngleich wichtigen - Bestandteil einer umfassenden Lebensideologie, die die „ganzheitliche Erneuerung“ des Menschen zum Ziel hatte. Dass dabei militärische Ideale wie

Kampf, Opfer, Durchhalten, Begriffe wie Anständigkeit und Kameradschaft usw. eine wichtige Rolle spielten, versteht sich. Aber, indem diese sich nun vermischt mit biologisch-rassistisch begründeten Elementen verselbständigen, werden sie Teil eines nebulösen mentalen Systems, das die Umformung der Gesellschaft zur Volks- und Kampfgemeinschaft beinhaltet, und das - zumindest für den einzelnen Soldaten schwer zu durchschauen und noch schwerer kritisch zu hinterfragen war. Dies ist immer zu berücksichtigen, wenn man sich mit Kriegserfahrung und Kriegserlebnis des Zweiten Weltkriegs beschäftigt.

In zwei ganz unterschiedlichen, aber für den Zweiten Weltkrieg besonders wichtigen Bereichen soll dieser Kriegserfahrung in der heutigen Sitzung genauer nachgespürt werden. Dies sind einmal die Feldpostbriefe, von denen während des Krieges mehrere Milliarden geschrieben und versandt wurden, andererseits die Erfahrungen der Kriegsgefangenen, von denen so viele wie in keinem Krieg zuvor gemacht wurden; hier sind es vor allem die verschiedenartigsten Augenzeugenberichte, aber auch Berichte neutraler Stellen, also beispielsweise von Hilfsdiensten, in geringerem Umfang auch Lagerakten offizieller Stellen, die als Quellenbasis dienen. Trotz der ganz unterschiedlichen Grundsituation der Betroffenen gibt es im Hinblick auf die Erfahrung des Kriegs auch Gemeinsamkeiten: war im Schützengraben die lebensbedrohliche Extremsituation fast permanent gegeben, so war auch in vielen Gefangenenlagern das Risiko zu sterben sehr hoch. In beiden Fällen sind mitunter ähnliche Reaktionsmuster zu beobachten, die einerseits in mehr oder minder gründliche Sinnreflexionen münden, andererseits pendeln zwischen Kameradschaft, Pflichterfüllung und Gehorsam einerseits und krassem Individualismus, um nicht zu sagen Egoismus, andererseits.

Für diese Thematik stehen im folgenden zwei ausgesprochene Experten zur Verfügung. Der erste Vortrag von **Dr. Klaus Latzel** gilt der Kriegserfahrung, wie sie sich anhand von Feldpostbriefen manifestiert. Herr Latzel hat im Jahre 1998 eine umfangreiche Dissertation publiziert über das Thema „Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis und Kriegserfahrung 1939 -1945 “ (Krieg in der Geschichte 1, Paderborn 2. Auflage 1999). Er hat nahezu 5000 Briefe von insgesamt 39 Personen, davon etwas über die Hälfte aus dem Zweiten, die übrigen aus dem Ersten Weltkrieg, ausgewertet und nicht nur die Inhalte und Themen der Briefe umfassend analysiert, sondern auch deren Sprache und die dahinterstehenden Haltungen und Mentalitäten, vor allem auch das sich in den Briefen spiegelnde „gebrochene“ Verhältnis zum Nationalsozialismus untersucht. Er kommt dabei zu interessanten Ergebnissen, gerade auch im Hinblick auf die Frage, wie sich die Feldpostbriefe des Zweiten von denen des Ersten Weltkriegs unterscheiden.

Herr Latzel absolvierte zunächst eine Ausbildung zum Krankenpfleger in Hamburg und studierte dann in Hamburg und Münster Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft. Nach der Magisterprüfung im Jahr 1986 war er in verschiedenen Museen tätig. 1996 promovierte

er in Bielefeld bei Reinhard Kosselek . Bis 2001 war er wissenschaftlicher Angestellter an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld. Herr Latzel hat zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema Kriegserfahrung und zum Verhältnis Wehrmacht -Nationalsozialismus vorgelegt. Zur Zeit bereitet er ein Forschungsprojekt vor mit dem Thema: „Die Flucht vor dem Tod in das Töten. Die Inversion des Traumas vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg“.

Kriegserfahrung im Gefangenenlager ist das zweite Thema der heutigen Sitzung. Das Kriegsgefangenenlager stellt sozusagen den Komplementärbereich zur Front dar. Waren die Soldaten dort zur Tapferkeit, zu Mut, Härte und Stärke verpflichtet, also zur Aktivität in höchstem Ausmaß, so hier zur Passivität, Mutlosigkeit und Schwäche. Aber wie schon angedeutet - es gibt auch bedeutsame Gemeinsamkeiten - hier wie dort herrscht eine vergleichbare Extremsituation, in der menschenwürdige Lebensbedingungen häufig gefährdet und die Bedrohung des Lebens allgegenwärtig waren, in der Reflexionen über Sterben und Tod, aber auch über Zukunft und Sinn des Lebens sich zwangsläufig ergaben und in der Spannungen und Konflikte zwischen Kameradschaft und individuellem Egoismus fast täglich zu lösen waren. Kriegsgefangenschaft macht also einen elementaren Teil des Kriegserlebnisses aus, zumal im Zweiten Weltkrieg, in dem mehr als 3,5 Millionen Soldaten der Wehrmacht allein im Gewahrsam der Vereinigten Staaten von Amerika waren. Besonders schwierig waren die Verhältnisse in den aufgrund des völligen Zusammenbruchs der Wehrmacht erforderlichen riesigen Sammellagern des Frühjahrs 1945.

Mit ihnen speziell hat sich der zweite Referent des heutigen Nachmittags Herr **Dr. Christof Strauß** intensiv beschäftigt. Herr Strauß hat über die Lager in Heilbronn eine Dissertation verfasst, in der er neben der Entstehung und Organisation auch die Lebensbedingungen der Gefangenen sowie die mentalen Auswirkungen der Gefangenschaft untersuchte, die sowohl ein bestimmtes Sozialverhalten als auch individualpsychologisch bedingte Reflexionsprozesse in Gang setzten. Herr Strauß hat ferner die Hilfsmaßnahmen ausführlich behandelt sowie die weitere Nutzung der Lager für im Zuge der Entnazifizierung Internierte. Er hat dabei in hohem Maße Augenzeugenberichte herangezogen, eine Quellengattung, die in gewisser Weise den Feldpostbriefen vergleichbar ist (Christof Strauß: Kriegsgefangenschaft und Internierung. Die Lager in Heilbronn-Böckingen 1945-1947, Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn 10, Heilbronn 1998)

Herr Strauß stammt aus Emmerich am Niederrhein, wo er auch aufwuchs und zur Schule ging. Nach dem Studium der Fächer Geschichte und Politikwissenschaft in Heidelberg, das er 1993 mit einer Masterarbeit über die Flottenpolitik von Admiral Tirpitz abschloss, promovierte er 1997 bei Detlef Junker in Heidelberg. Danach absolvierte er den Referendardienst für die Laufbahn des höheren Archivdienstes in Baden-Württemberg. Seit Mai 2000 ist er Archivar am Generallandesarchiv in Karlsruhe. Zur Zeit beschäftigt er sich mit Forschungsproblemen zur Internierung von NS-Belasteten. Sein Vortrag trägt den Titel: „Kriegserfahrung

an der Schwelle zum Frieden: Kapitulation und Kriegsgefangenschaft in Südwestdeutschland 1945“.

II. Vortrag von Dr. Klaus Latzel (Bielefeld)

Der Blick von unten: Kriegserfahrungen in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg

I

Ich möchte mit einer kurzen Bemerkung über das Verhältnis von Zeitzeugenschaft und dem nachträglichen Blick von Historikern auf die Vergangenheit beginnen. Danach werde ich kurz einige Eigenschaften der Quelle Feldpostbriefe und die Quellengrundlage der dann folgenden Ausführungen erläutern, in denen ich nach dem Verhältnis von Wehrmachtsoldaten und nationalsozialistischem Krieg frage.

Die Zeitzeugen der Kriegsgeneration haben den Nachgeborenen natürlich einen Wissensschatz oder auch eine Wissenslast voraus, worüber nur sie verfügen: das Wissen des unmittelbaren eigenen Erlebens des Krieges. In dieser Hinsicht sind sie unüberbietbare Zeugen in eigener Sache.

Der Blick auf die Vergangenheit ist zwangsläufig ein Blick aus der rückblickenden Perspektive unserer Gegenwart. Hinterher ist man bekanntlich immer klüger, weil man dann weiß, wie die Geschichte ausgegangen ist. Nur: das gilt nicht nur für die Nachgeborenen, sondern auch für die ehemaligen Kriegsteilnehmer. Auch diese kommen nicht umhin, aus ihrer heutigen Sicht auf die Vergangenheit zurückzublicken. Und es sind vor allem die *Wertorientierungen* und *Sinnmuster*, die seinerzeit die Wahrnehmung der unmittelbaren Erlebnisse prägten, die im Gedächtnis der Kriegsteilnehmer oft nur noch diffus oder auch gar nicht mehr präsent sind; ihre Einstellungen können sich im Laufe der seit dem Krieg vergangenen Jahrzehnte geändert haben; manchem mag es auch nicht opportun erscheinen, vergangene Identifikationen etwa mit dem „Führer“, mit dem Nationalsozialismus oder dem Krieg anzusprechen. Aus diesem Grunde können die *Zeitzeugen* die *Zeitzeugnisse* nicht immer ersetzen. Aber wir sind in der für Historiker seltenen Lage, dass sie selbst solche Zeugnisse in riesigen Mengen hinterlassen haben.

II

Die Wehrmachtsoldaten haben sich während des Krieges in Millionen und Abermillionen von Feldpostbriefen an ihre Angehörigen zu Wort gemeldet. Diese zu Zigtausenden in Archiven

und privaten Sammlungen überlieferten Briefe sind deswegen eine unersetzliche Quelle für den „Krieg von unten“, weil sie zu einem Zeitpunkt verfasst worden sind, als man eben noch nicht klüger war, als man noch nicht wusste, welches Ende das Ganze nehmen würde.

Feldpostbriefe waren zunächst natürlich einfach oft lange und bange erwartete Lebenszeichen der Soldaten für ihre Angehörigen. Man kann sie auch als die schriftliche Fortsetzung der alltäglichen Gespräche zwischen den Familienangehörigen ansehen, die durch den Krieg auseinandergerissen worden sind. Aber es geht darin nicht nur um scheinbar belanglose persönliche Dinge, sondern auch um unendlich viel mehr. Die Briefe, und zwar die Briefe nicht nur der Schreibgewandten, der Gebildeten, sondern auch die Briefe der durchschnittlichen Landser handelten immer wieder auch von den kleinen und großen Kriegereignissen und Kriegserlebnissen.

Sie sprechen einerseits vom *unblutigen Alltag* des Krieges, vom Dienst- bzw. Arbeitsalltag, von guten oder verlausten Quartieren, von ausreichender Verpflegung oder von Hunger und Durst, von der soldatischen Freizeitgestaltung, vom Verhältnis zu den Kameraden und den Vorgesetzten, von den Menschen in den fremden Ländern und ihrer Lebensweise; von den *körperlichen* Strapazen bei Gewaltmärschen oder durch Krankheiten; von den *seelischen* Strapazen des Heimwehs, der Sehnsucht nach den Angehörigen, vom Verhältnis zu ihren Eltern und Geschwistern, zu ihren Ehefrauen, Verlobten oder Geliebten und zu ihren Kindern; von ihren Hoffnungen auf ihre private und berufliche Zukunft nach dem Krieg.

Aber sie sprechen auch von der *blutigen Seite des Krieges*, von kleineren Gemetzeln, von größeren Kämpfen und von riesigen Schlachten, manchmal von entsetzlichen Verwundungen, vom Sterben; nur selten aber vom Töten, und kaum von Kriegsverbrechen und von der Verfolgung und Ermordung der Juden.

Die Briefe vermitteln darüber hinaus ein eindrückliches Bild der *Stimmungen*, der Wechselbäder zwischen Hoffnung und Leid, die die Soldaten in den Kriegsjahren durchlebten - wenn sie denn überlebten.

Und schließlich bewahren diese Briefe auch, und das macht sie für die Forschung erst recht wertvoll, die angesprochenen zeitgenössischen *Wertorientierungen* und *Sinnmuster* auf, die in der Erinnerung leicht verloren gehen können. Je stärker, je einschneidender, je belastender die Herausforderungen und Abgründe des Krieges für die Soldaten waren, umso dringlicher waren diese darauf angewiesen, sich irgendwie einen Reim auf das zu machen, was sie erlebten, also irgendeinen Sinn darin zu finden. In der Art und Weise, wie sie über ihre Erlebnisse schrieben, in den Maßstäben, die sie an das anlegten, was sie sahen und taten, in den Kriterien, nach denen sie urteilten, also kurz: in der Sprache, die sie für ihre

Erlebnisse, für deren Wahrnehmung und Bewertung fanden, sind diese Orientierungen und Sinnmuster aufbewahrt.

Die Soldaten gab es freilich nicht, sondern Soldaten an unterschiedlichen Einsatzorten, mit unterschiedlichen Dienstgraden und Funktionen. Die Dauer der Kriegsteilnahme variierte ebenso wie die soziale, landsmannschaftliche, politische, religiöse oder Generationszugehörigkeit. Die sich sofort erhebende Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Repräsentativität dieser Quelle ist in wenigen Sätzen nicht zu beantworten. Aber ich will Ihnen zumindest die Quellengrundlage der folgenden Ausführungen kurz erläutern.

Es sind Briefe von Infanteristen, Artilleristen, Panzergrenadieren, Nachrichtenmännern, von Mannschaftssoldaten, Unteroffizieren und Leutnants; alle verfügten über eigene Kampferfahrung; alle waren (nicht nur) an der Ostfront eingesetzt; es handelt sich ausschließlich um Briefe an private Adressaten; es handelt sich um *Briefserien*, nicht um Einzelstücke; die Briefschreiber decken ein breites Spektrum der beruflichen, regionalen, weltanschaulichen und Generationszugehörigkeit ab, sie sind also nicht unter vorgefassten inhaltlichen Aspekten ausgesucht worden. Insgesamt sind es 4802 Briefe, davon 2749 aus dem Zweiten und 2053 aus dem Ersten Weltkrieg, die ich bei der Auswertung zum systematischen Vergleich herangezogen hatte. Dieser Vergleich kommt heute allerdings nur am Rande vor. Wenn ich im folgenden der Einfachheit halber von *den* Soldaten spreche, dann bezieht sich das zunächst immer auf diese Quellenauswahl, auch wenn es gute Gründe für die Vermutung gibt, dass sich die Aussagen weit darüber hinaus verallgemeinern lassen – aber sie lassen sich nicht im statistischen Sinne hochrechnen.

III

Wie nimmt sich also die Perspektive von unten in den Soldatenbriefen aus? In der Kritik an der Wehrmachtausstellung wurde oft gesagt, man hätte allein Befehle ausgeführt und im guten Glauben gehandelt, seine Pflicht als deutscher Soldat erfüllen zu müssen, so wie es seinerzeit selbstverständlich gewesen sei.

Gehorsam und Pflichterfüllung waren seinerzeit selbstverständlich – zweifellos. Aber in den Briefen finden sich weitere, tief verwurzelte Loyalitäten und Identifikationen, welche die einzelnen Wehrmachtsoldaten im Krieg in je unterschiedlichem Maße an die Nation und an das NS-Regime gebunden haben. Die Briefe der Soldaten gewähren Auskunft über einige der Elemente, die diese Bindungen begründeten. Sie lassen aber auch die Grenzen erkennen, an die die Bindungskraft dieser Elemente immer wieder geriet.

Ich stelle die Frage nach den Elementen der Übereinstimmung deswegen in den Vordergrund, weil uns jede kritische Äußerung aus heutiger Sicht wenig verwunderlich erscheint, während es doch vor allem die Bindungskraft des Nationalsozialismus auch im Kriege ist, die näheres Verständnis erfordert. Ich will damit nicht in Abrede stellen, dass es auch Elemente der Kritik, des Widerstandes unter den Soldaten gab. Immer wieder neuen Anlass für Ärger, Aufregung und Kritik gab das Verhalten der Vorgesetzten, die ihren Untergebenen das Leben noch schwerer machen konnten, als es ohnehin schon war.

Die Kritik richtete sich auf demütigende und entwürdigende Behandlung, auf Privilegien und Ungerechtigkeiten, und sie gipfelte manchmal in dem Vorwurf, die Untergebenen leichtfertig ins Feuer zu schicken. Gleichzeitig war diese Kritik meist nicht böswillig oder gar „zersetzend“, sondern eher gutwillig und gewissermaßen konstruktiv. Man forderte halbwegs anständige Behandlung, Gerechtigkeit, verantwortungsvollen Umgang mit dem Leben und beispielhaftes Verhalten der Vorgesetzten, ohne dass sich aber die Kritik bis zum regelrechten Hass auf die Vorgesetzten steigerte, wie es im Ersten Weltkrieg oft der Fall gewesen war.

Vereinzelt richtete sich die Kritik auch auf konkrete Maßnahmen der Wehrmachtführung und der Regierung, und manchmal wurde auch der Krieg insgesamt verdammt

Bemerkenswert scheint mir dabei, dass selbst die schärfsten Äußerungen problemlos mit einem grundsätzlichen Einverständnis mit Nationalsozialismus und Krieg einhergehen konnten. Diese Widersprüchlichkeit innerhalb der einzelnen Personen lässt sich in den Briefen häufig feststellen.

Die stichprobenartige Zensur der Briefe und die im Zusammenhang damit stets drohende Strafverfolgung schränkten mit Sicherheit die Freimütigkeit der Äußerungen ein. Aufs Ganze gesehen gewinnt man dennoch den Eindruck, dass auf die Zensur sehr viel weniger Rücksicht genommen wurde, als man zunächst vielleicht annehmen möchte; oft scheint es einfach so, dass die schiere Not zur Mitteilung drängte. Wenn man dagegen nach den Elementen der Übereinstimmung zwischen Soldaten und Nationalsozialismus fragt, dann kann das Problem der Zensur weitgehend vernachlässigt werden.

IV

Ich will nun versuchen, das Verhältnis von Wehrmachtsoldaten und Nationalsozialismus näher zu skizzieren und jeweils unter Rückgriff auf exemplarische Briefzitate zu illustrieren. Ich nenne dieses Verhältnis ein *Verhältnis widersprüchlicher Verwandtschaft*.

Offenkundig ist als erstes die Glaubensbereitschaft der Soldaten gegenüber dem „Führer“, dem sie wohl noch länger und stärker verfallen waren als die Zivilbevölkerung. In ihren Briefen ist unüberhörbar, wie sie sich an Hitler auf- und ausrichteten:

„Seit der Führer die Sache in die Hand genommen hat, haben wir wieder prima Verpflegung.“ „Zum Vorbild nehme ich mir immer unseren Führer, der ja auch nicht in Deutschlands schwerster Zeit den Mut und den Willen zum Gelingen seiner Pläne verlor.“ „Eben konnte ich die Rede des Führers hören. Klar und unbeirrbar zeichnet er unsern Weg.“

Solche Äußerungen wurden mindestens bis zur Mitte des Jahres 1944 ungebrochen zu Papier gebracht. Die Wirkung Hitlers erweist sich vor allem darin, dass er in den Briefen nicht nur als Propagandist anwesend ist, der den Soldaten die Stichworte eingibt. Er gilt ihnen gleichzeitig als ihr Sprecher, der ihren Erlebnissen in seinen Reden Stimme verleiht, ihnen Öffentlichkeit und Anerkennung verschafft:

„Er hat ja ganz genau geschildert in seiner Rede wie es hier aussieht.“ „Na ja, unser Führer hat ja gesagt wie es hier steht. Er hat uns wieder neuen Mut gemacht.“

Auf diese Weise bezeugen die Briefe eine wechselseitige Identifikation: Die Soldaten identifizieren sich mit dem „Führer“, der sich in ihren Augen seinerseits mit ihrem Schicksal identifiziert. Hitler selbst hat diese Konstellation in vielen Reden konstruiert. Sein Image, wie man heute sagen würde, eine eigentümliche Mischung aus oberstem Befehlshaber, Messias und „einer aus dem Volk“, war offensichtlich im Wortsinne glaubwürdig.

Der Bindung an den „Führer“ stand die Bindungskraft des zeitgenössischen Ideals vom „soldatischen Mann“ nur wenig nach. Die Vorstellung, dass man sich im Krieg als Mann erweisen könne oder durch die Bewährung als Soldat überhaupt erst zum Manne werde, gehörte zu den durch die Jahrhunderte überlieferten Bestandteilen des Männlichkeits- und Soldatenkults, sie ist als solche nichts spezifisch Nationalsozialistisches. Mut und Tapferkeit, Härte und Stärke wurden schon immer vom Soldaten verlangt. Dieses traditionelle Ideal findet sich als Selbstbeschreibung oder Selbstentwurf auch in den Briefen aus dem Zweiten Weltkrieg wieder:

„Hier draußen an der Front entscheidet sich erst einmal, wer ein Soldat ist.“ „Eine Frau kann das doch nicht verstehen. Männer müssen eben so sein. So hart wie das Leben ist, so hart muss es auch angefasst werden, sonst geht man bergab.“ „Den Starken gehört die Welt“; „man muss „stark und unerbittlich hart“ bleiben, „in der heutigen Zeit muss man eben noch härter werden.“

Der Begriff des Soldaten oder des Soldatischen hatte aber seit dem Ersten Weltkrieg über diese traditionelle Bedeutung hinaus eine Bedeutungsausweitung erfahren, die im Verständnis des Nationalsozialismus für restlos alle Lebensbereiche Gültigkeit beanspruchte. Die Gesellschaft sollte zur Volks- und Kampfgemeinschaft geformt werden, in der sich jedermann und jede Frau, ob an der „Geburten-“ oder an der „Arbeitsfront“, als Soldat zu verstehen hatte. Ihre eigentliche Verkörperung aber sollte der Soldat in Uniform sein.

Das Ganze gipfelte in der Leitvorstellung des „politischen Soldaten“, der nicht nur „Waffenträger der Nation“, sondern auch „politischer Willensträger seines Volkes“ sein sollte. In oft nazistisch grundierten Begriffen wie „Glauben“, „Willen“, „Einsatzwille“, „Unerschütterlichkeit“, „Fanatismus“ oder „Tatkraft“, in der Rede vom „Lebenskampf“, vom „Schicksalskampf um Sein oder Nichtsein“ scheint in den Briefen immer wieder eine aktivistische und zunehmend realitätsblinde Komponente des soldatischen Selbstverständnisses auf. Sie kommt dem neuen, dem nationalsozialistischen Ideal mal mehr, mal weniger nahe; in Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg sucht man sie jedenfalls noch weitgehend vergebens.

Eng mit der Identität als soldatischer Mann war die *Identifizierung mit der eigenen Nation oder mit dem eigenen Volk* verbunden. Die nationalen Identifikationen wurden meistens in der Form der aggressiven Abgrenzung von den anderen beschrieben. Das ist zunächst natürlich der Kriegssituation selbst geschuldet. Darüber hinaus lassen die Briefe aber auch die Kriterien erkennen, nach denen sich die Abgrenzung nach außen im Bewusstsein der Soldaten bemaß: politische Kriterien, vor allem explizite politische Kriegsziele spielten dabei nur eine geringe Rolle. Auch wenn die Rede vom „Volk“ oder vom „Vaterland“ war, verstand man diese eher abstrakten Größen kaum im politischen Sinne, sondern man meinte damit vor allem die vertraute und im Kriege voll Sehnsucht vermisste deutsche Alltagskultur.

Die Abgrenzung gegenüber den feindlichen Nationen fand vor allem auf dieser Alltagsebene statt, in der Begegnung oder besser beim Aufeinandertreffen der Soldaten mit den fremden Gesellschaften und Kulturen. Die Maßstäbe, die die Soldaten an die fremden Kulturen anlegten, waren die ihnen aus der Heimat selbstverständlichen Maßstäbe deutscher lebensweltlicher Normalität, und das eindeutig dominierende Kriterium des Urteils war das der „Sauberkeit“.

Bei allen abfälligen Äußerungen, die sich etwa über Frankreich finden lassen: die Stimmen des Abscheus aus Polen, der Sowjetunion und den Balkanstaaten unterscheiden sich davon noch ganz erheblich:

„Der Deutsche ist der Herr und der Pole ist der Diener. Dieses Sauvolk verdient es auch nicht besser... Faul und dreckig, das ist ihr ganzes Können.“ „Mit den Polacken ist wenig

anzufangen, entweder leben sie von betteln, handeln oder stehlen.“ „Was ist das doch ein Land das Russland, mit seinen verlumpten, faulen Menschen.“ „Und ein Volk hier, verdreckt und verlaust, direkt zum ekeln.“ „Überall dieselben traurigen Hütten und das kaum menschenähnliche Volk.“ „Das tiefste Elend, die größte menschliche Verkommenheit steht dort zur Schau, man muss manchmal schaudern.“

Die Intensität der Formulierungen und das Vokabular, mit denen die Soldaten ihrem Abscheu Ausdruck verliehen, zeigen, dass sie hier Maßstäbe bedroht sahen, die unmittelbar ihre Identität als Person und als Deutsche ausmachten.

Im Gegensatz zu den Briefen aus dem Ersten Weltkrieg wurde nur selten Mitleid mit den Menschen, die unter oft menschenunwürdigen Umständen lebten, formuliert. Die fast durchweg abfälligen Äußerungen in den Briefen zeigen vielmehr eine *Tendenz*, diese Menschen selbst als Abfall zu sehen. Diese Gleichsetzung von äußeren Umständen mit inneren, mit „Charaktereigenschaften“, war den Soldaten des Ersten Weltkrieges noch weitgehend fremd. Die Übersetzung oder Verschiebung von sozialen Verhältnissen in menschliche oder gar biologische Eigenschaften markiert die Anschlussstelle zum Rassismus der Nazis. Ich würde trotzdem nicht einfach von Identität mit dem NS-Rassismus sprechen.

Zunächst darf die Situation nicht verkannt werden, aus der heraus die Soldaten schrieben: Sie verspürten täglich am eigenen Leibe, dass Hygiene im einfachen Sinne der Sauberkeit von Essen, Trinkwasser, Unterkunft und Bekleidung für sie lebenswichtig war. Und das Verhältnis zur Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern war zwangsläufig von Gefühlen der Unsicherheit und latenten Bedrohung geprägt.

Aber aus dieser Situation folgten noch nicht die Kriterien, nach denen sie bewertet wurde; diese Kriterien wurden von den Soldaten an die Situation herangetragen. Was auf der politischen Ebene der NS-Ideologie der „Rassenfeind“ und der „jüdische Bolschewismus“ waren, das waren für die Soldaten auf der Ebene täglicher Erfahrung die in ihren Augen „schmutzigen“, „schmierigen“ Bewohner der überfallenen Länder: die Verkörperung dessen, was sie nicht ertragen konnten.

Ihre Kriterien der Abgrenzung stammten sicherlich auch, aber nicht primär aus der rassenbiologischen Ideologie des Nationalsozialismus. Ihr Ursprung lag vor allem in der von Kindheit an vertrauten Sphäre deutscher Normalität und Wohlanständigkeit. Was nicht dem von zu Hause gewohnten oder erstrebten Standard entsprach, fiel ihrem Verdikt. Die bürgerlichen Tugenden wie Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung reichten als Normausstattung dafür aus. Im Kriege konnten diese Tugenden nationalisiert und nach außen gewendet werden. Wenn die selbstverständlichen Normen deutschen Alltagslebens als polemischer Maßstab

der Verurteilung gegen die Bevölkerung der besetzten Länder gerichtet wurden, dann wurde Alltagsnormalität zum Alltagsrassismus.

Die NS-Propaganda hatte diesen Alltagsrassismus nicht gestiftet, aber sie konnte an ihm anknüpfen. Und sie konnte ihn radikalieren, indem sie die Grenzen des im Kriege gegenüber den „Anderen“ Denkmöglichen, als machbar Erscheinenden und Erlaubten immer weiter auszog. Im Zusammenwirken mit situativen Faktoren und im Verein mit den einschlägig bekannten Befehlen schuf sie das Klima bedenkenloser Rücksichtslosigkeit, in dem auch gegenüber der Zivilbevölkerung „Säuberung“ und „Vernichtung“ deckungsgleich werden konnten, besonders im Krieg gegen die Partisanen und diejenigen, die man als solche deklarierte.

Dieser Krieg überschneidet sich partiell mit der systematischen *Ermordung der Juden*. Was die umstrittene Rolle der Wehrmacht bei der „Endlösung“ angeht, so geben die Briefe der Soldaten freilich kaum über konkrete Taten und noch weniger über die mögliche eigene Beteiligung daran Auskunft. Auf der Ebene der Fakten bieten sie manchmal Details oder Aspekte, etwa wenn über einen Besuch im Ghetto geschrieben wird oder über den „Arbeitseinsatz“ von Juden, „die alle feste ran müssen.“ Äußerungen wie: „Ich könnte noch so manches erzählen von der systematischen grausamen Ausrottung der Juden, von Land und Leuten usw., doch das führt jetzt zu weit,“ zählen jedoch, soweit sich bisher sehen lässt, zu den seltenen Ausnahmen. Daraus lassen sich nun weder in der einen noch in der anderen Richtung Schlüsse auf die Wehrmacht ziehen, allerdings auf die Grenzen der Aussagekraft von Feldpostbriefen.

Gegenüber den *Partisanen* und ihren wirklichen oder vermeintlichen Helfern verbanden sich die weit verbreitete Verachtung für das „Lumpenvolk“ im „Osten“ und die Wut über einen unsichtbaren Feind zu einer gefährlichen Mischung. Wenn in den Briefen die Rede auf die Partisanen kam, dann erhöhte sich die Aggressivität des Tonfalls, die im Schreiben über die Zivilbevölkerung zu beobachten war, noch erheblich, auch wenn nicht jeder, wie etwa ein Leutnant im Dezember 1943, „die albanischen Dörfer mit Mann und Maus ausrotten“ wollte „ohne die geringsten Gewissensbisse, einmal, weil diese Schweine keine richtigen Menschen sind, dann, weil ein totes Land ruhig ist“.

Auch hier ist zunächst die Situation, der Reflex auf die bedrohte Sicherheit zu bedenken. Ein Gefreiter bekannte im Blick auf die Partisanen in der Sowjetunion: „Ich sage und tue es auch, lieber 10 zuviel als einer von uns“. Die spontane Bereitschaft, blindlings um sich zu schlagen, erklärt sich zunächst aus den Gefühlen von Bedrohung und Angst angesichts eines Gegners, von dem man nicht weiß, ob, wo und wann man ihn zu Angesicht bekommt. *Dieses*

Phänomen lässt sich schon in Briefen aus dem Ersten Weltkrieg über den „Franktireurskrieg“ in Frankreich und Belgien feststellen.

Die *Sprache* der Briefe aber verweist erneut auf die Vorprägungen, mit denen die Soldaten das Geschehen wahrnahmen, sie ist auch hier nicht allein aus der Situation zu erklären. Wie schon in den Äußerungen über die Zivilbevölkerung überschreitet diese Sprache nun eine Grenze, vor der man in den Briefen aus dem Ersten Weltkrieg noch haltgemacht hatte: Jenseits dieser Grenze wird den Menschen auf der anderen Seite das Menschsein bestritten; dann spricht man von den Partisanen nicht mehr nur als „Halunken“ oder „Flintenweibern“, sondern von „Ungeziefer“, „Läusen“ oder von einer „Brut“, die es „mit Stumpf und Stil auszurotten“ gelte.

Weit nüchterner als gegenüber der Zivilbevölkerung oder den Partisanen blieben allerdings die Stimmen über die im NS-Jargon „jüdisch-bolschewistische“, „asiatische“, „heimtückische“ und „primitive“ *Rote Armee*. Ihr gegenüber sind zwar über lange Zeit soldatisches Selbst- und Überlegenheitsbewusstsein unverkennbar, und gegen Kriegsende ist hin und wieder von „asiatischen Horden“ zu lesen, die es abzuwehren gelte. Generell wurden die sowjetischen Soldaten aber, nicht anders als etwa die englischen, als ernstzunehmende Kämpfer geschildert.

Angesichts der Kampfleistungen ließ sich die sonst so oft hervorgehobene russische „Primitivität“ hier nicht mehr ohne weiteres auf die Charaktereigenschaften der Menschen, hier also der Soldaten, übertragen. Diese Leistungen wurden durchaus anerkannt: „Der Russe hat sich zum Schluss tapfer geschlagen.“ „Es sind ja ehrlich gesagt mutige und waghalsige Menschen unter den russischen Fliegern.“ Das unmittelbare Kampferelebnis ließ hier die Vorgaben der nationalsozialistischen Weltanschauung und Propaganda unübersehbar an ihre Grenzen geraten.

V

Bis hierhin lässt sich feststellen, dass die Nähe der Wehrmachtsoldaten zu den Mustern nationalsozialistischer Wirklichkeitsdeutung zwischen marginaler Berührung und weitgehender Verschmelzung schwankte. Der massenhafte Tod aber setzte der Gültigkeit, der Verbindlichkeit dieser Identifikationen eine nur selten überstiegene Grenze. Die Gewalterlebnisse sprengten nur zu oft das Maß des Erträglichen. Man liest darüber allerdings nur selten so offene Worte wie die folgenden:

„Es ist unvorstellbar hier! Die seelische Belastung der Ereignisse frisst kaputt!“ „Nie in meinem Leben werde ich das Heulen der Motoren, wenn sie (die feindlichen Flugzeuge) sich

auf die Stellungen stürzten, das Pfeifen der Bomben und das Geknatter der Bordkanonen vergessen.“ „Hier in dieser Hölle gehen wir alle kaputt.“

Angesichts der entfesselten Gewalt, angesichts der überwältigenden Präsenz des Todes hielt die Sprache der Briefe meistens auf Abstand. Besonders die eigene Beteiligung am Töten lag offensichtlich hart an der Grenze des Sagbaren, auch wenn sich hin und wieder Formulierungen finden wie:

„Jetzt werden (die Russen) feste beschossen – erst guckt man hin – merkt sich die Mulden, rechnet die Kommandos aus und dann, wenn sich einmal ein größerer Haufen zeigt, wird höllisch hineingetrommelt.“ „Gleich schieße ich mein erstes Sperrfeuer in die Russen.“

Aber auch die gegnerischen Soldaten wurden, wenn es um das Töten ging, nur selten als Handelnde erwähnt. Statt dessen wurden die Kriegsmittel, wurden Maschinengewehre und Bomben, Artilleriegeschosse und Handgranaten als die eigentlichen Akteure wahrgenommen, die sich gleichsam selbst anwenden:

„Unsere Stukas und Artillerie haben mal wieder ganze Arbeit geleistet.“ „Leider sind einige Ausfälle durch Minen passiert.“ Besonders häufig wird in den Briefen das unpersönliche Pronomen „es“ zum handelnden Subjekt: „Es trifft“, „es erwischt“, „es kostet“ Menschenleben. Auf diese Weise verbannte die Sprache der Soldaten die tötenden Menschen aus der Wirklichkeit. An ihre Stelle trat eine diffuse und allgegenwärtige Gewalt, die sich gegenüber ihren menschlichen Trägern verselbständigt hatte. Ihr gegenüber blieb nur das Gefühl der Übermacht von Bedrohung und Verderben, die keine menschlichen Täter, sondern nur noch Opfer kennt.

In Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg war der Angst, der hilflosen Überforderung, dem hellen Entsetzen vor dem Tod noch vergleichsweise wortreich Ausdruck verliehen worden. Dem „soldatischen Mann“ des Zweiten Weltkrieges aber war diese Offenheit gegenüber dem Leid nun nicht mehr gestattet. So versuchte man, sich in Distanz, in Kälte und oft in Schweigsamkeit zu retten. Dieser Rettungsversuch erwies sich aber immer wieder als untauglich, denn angesichts des Todes blieb die Forderung nach Sinn unabweisbar. Wie aber hätte sie erfüllt werden können?

Im Frieden waren Heldentum und Opferbereitschaft leicht zu haben. Der Tod aber stellte diese Legitimationen auf die Probe, und sie zeigten sich dieser Probe, aufs Ganze gesehen, nicht gewachsen. Besonders wenn es sich um den Tod von Angehörigen handelte, zeigten sich die Briefschreiber „tief erschüttert“, „ganz platt“, „so geschlagen, wie ich es noch nie kannte“. In dieser Situation verloren die im Ersten Weltkrieg bereits deutlich angeschlagenen

Vorstellungen vom „Opfer für das Vaterland“ weitgehend ihre Überzeugungskraft. Gleiches gilt für das weitverbreitete Vertrauen, mit dem man sich im Ersten Weltkrieg angesichts des Todes noch an Gott wandte.

Damit aber haben die beiden wichtigsten Deutungsmuster, die traditionell für die Sinngebung des Kriegstodes zur Verfügung standen, nämlich das patriotische und das christliche, im Zweiten Weltkrieg dramatisch an Bindungskraft verloren. Genauso bemerkenswert scheint mir, dass weder „Führer“ noch „Volk“ deren Stelle einnahmen, wie es die Propaganda doch eigentlich wollte. Selbst diejenigen, die sich sonst durchaus für die nationalsozialistischen Legitimationen des Krieges stark machten, ließen diese meist beiseite, wenn sie auf den Tod zu sprechen kamen.

So blieb angesichts des Todes keine Instanz mehr, an die man sich hätte wenden können. Statt dessen tat sich eine klaffende Sinnlücke auf, und es ist der NS-Propaganda trotz aller Anstrengungen nie gelungen, diese Sinnlücke zu schließen. Das Schweigen, mit dem die Kriegsteilnehmer nach dem Krieg in hohem Maße geschlagen waren, wurde im Krieg bereits vorweggenommen. Das sinnlose Leid, das die Soldaten durchgemacht hatten, ließ sie nach dem Kriege im eigenen Verständnis als existentiell Betrogene des Nationalsozialismus zurück.

Neben dieser Sinnlücke klaffte nach dem Krieg freilich eine Erinnerungslücke, in der die andere Seite des Krieges verschwunden war. Die Briefe der Soldaten zeigen, dass das Entsetzen vor der unsäglichen Gewalt vor allem dort verspürt wurde, wo die Opfer dieser Gewalt auf der eigenen Seite zu finden waren. Die Rückseite dieses Entsetzens war die besonders im Verhältnis zur Zivilbevölkerung der besetzten Länder wirksame nationalsozialistische Kardinaltugend aggressiver Gewaltbereitschaft. Sie war der Sprache der Briefe keineswegs fremd und kam den ideologischen und praktischen Vorgaben für den Vernichtungskrieg im Osten entgegen. So war das Schweigen nach dem Krieg auch Verschweigen; das eine galt der erlittenen, das andere der verübten Gewalt.

Alles in allem lässt sich sagen, dass man die Feldpostbriefe wie ein von den Soldaten selbst verfasstes Veto lesen kann, ein Veto gegen alle Versuche, ihr Verhältnis zum nationalsozialistischen Krieg nachträglich auf ein Verhältnis allein von Befehl, Gehorsam und Pflichterfüllung zu reduzieren. Gewiss, sie sind auf Befehl in den Krieg gezogen. Und sie konnten es sich nicht einfach aussuchen, ob sie diesem Krieg, nachdem sie ihn kennengelernt hatten, nicht besser den Rücken kehren sollten. Aber in ihrem Selbstverständnis als Gefolgsleute des „Führers“, als „soldatische Männer“ und als „normale Deutsche“ war ihnen die eigene Teilhabe am Krieg des NS-Regimes über erhebliche Strecken als durchaus

plausibel erschienen. In individuell unterschiedlichem und exakt niemals zu bestimmendem Maße war ihnen das Sollen auch zum Wollen geworden.

III. Diskussion (Zusammenfassung)

Dr. Theil eröffnet die Diskussion, indem er noch einmal auf die in den Feldpostbriefen spürbare Ambivalenz im Hinblick auf den Nationalsozialismus und andere angesprochenen Identifikationsmuster hinweist.

Eckert (Esslingen) fragt nach der Repräsentativität der vorliegenden Briefe, insbesondere scheint ihm, dass viele Gegner des Nationalsozialismus einfach geschwiegen und eben keine Briefe geschrieben haben. Er fragt ferner allgemein nach der Verbreitung Oppositioneller in der Bevölkerung und nach den Rückschlüssen auf das vorgestellte Quellenmaterial.

Dr. Latzel betont, dass man leider nicht sagen kann, wie viele Briefe durch die Zensur gingen und welchen Stellenwert diese in den Köpfen der Soldaten einnahm. Man kann nur, wenn man längere Briefserien liest, ein wenig zwischen den Zeilen lesen; man wundert sich manchmal, wie viel Kritik doch möglich war. Im übrigen gibt es natürlich eine große Anzahl von oppositionell eingestellten Soldaten. Die Frage der Repräsentativität ist jedoch schwer zu beantworten. Er hat versucht die Einstellung der Soldaten über die Sprache zu erfassen; hier ist die Bandbreite nicht sehr groß. Natürlich sind auch noch andere Quellen heranzuziehen - etwa Befragungen, die die amerikanische Armee an Kriegsgefangenen durchgeführt hat. Aber auch hier ist Vorsicht geboten.

Junger (Reutlingen) berichtet von seinen Kriegserfahrungen und den Motiven seiner Altersklasse, eine bestimmte Waffengattung vor der anderen zu bevorzugen. Diese sind vor allem durch pragmatische Gesichtspunkte bestimmt gewesen, zum guten Teil davon, wo die höchsten Chancen zu überleben lagen. Im übrigen bezweifelt auch er die Repräsentativität des vorliegenden Materials. Vor allem die "Führerbindung" hält er insgesamt für wesentlich geringer als vom Referenten angenommen. Er selbst berichtet von Zeiten, in denen er gar keine Briefe schreiben konnte. Er fragt außerdem noch einmal nach dem gesellschaftlichen und biographischen Hintergrund der Briefe.

Rommel (Ludwigsburg) weist darauf hin, dass bis 1943 in der Wehrmacht noch die eine Mehrheit von Soldaten dienten, die vor 1939 ausgebildet wurden. Nach 1944 ist das Ansehen Hitlers bei den Soldaten sehr stark gesunken. Er weist außerdem auf die mangelhafte Ausbildung der Soldaten vor allem in den späteren Kriegsjahren hin. All dies ist bei der

Beurteilung der Feldpostbriefe zu berücksichtigen. Aus der Distanz können die Einstellungen der Soldaten im übrigen kaum angemessen beurteilt werden.

Nager (Sindelfingen) berichtet von seinen Kriegserfahrungen und seinen Erfahrungen mit Feldpostbriefen, die immer auch als möglicherweise als letztes Lebenszeichen gewertet werden müssen. Viele Briefe sind vermutlich auch nie angekommen. Die Interpretation muss viel mehr Aspekte berücksichtigen, als dies der Referent getan hat.

Dr. Latzel betont noch einmal wie in seinem Vortrag: Historiker und Zeitzeugen erzählen unterschiedliche Geschichten. Es ist normal, dass beide unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Man kann Erfahrungsberichte nicht gegen die Befunde der Quellen ausspielen. Die Briefe kommen im übrigen aus verschiedenen Archiven und privaten Sammlungen; ihre Bewertung muss natürlich immer die Auswahl durch ihre Herkunft berücksichtigen. Die Briefe stammen ausschließlich von Heeressoldaten, und zwar von der Ostfront, weil diese gleichsam symbolisch für die Kriegserfahrung des Zweiten Weltkriegs schlechthin steht. Das Alter der Schreiber ist natürlich zu berücksichtigen und auch die Überforderung. Es geht ihm auch ganz besonders darum, zu untersuchen, was diese Menschen aus ihrer Angst machen. Es gibt auch keine Quellen, mit denen man wie bei den Feldpostbriefen so dicht an die Menschen herankommt, die in einer Zeit gelebt haben.

Beitter (Besigheim) berichtet von seinen Kriegserfahrungen und davon, dass der Soldat an der Front politisch völlig uninformiert gewesen sei; er habe zum Beispiel nie eine Zeitung bekommen.

Dr. Elias (Vaihingen/Enz) macht darauf aufmerksam, dass Feldpostbriefe Teile eines Dialogs sind. Feldpostbriefe und Briefe aus der Heimat reagieren aufeinander. Er kann anhand des fast vollständig erhaltenen Briefwechsels zwischen seinem Vater und seiner Mutter bestimmte Bewertungen seines Vaters entsprechend beurteilen, weil er nämlich auf gegensätzliche Äußerungen seiner Mutter reagieren musste. Die Schreiber von Feldpostbriefen sind häufig als Familienväter in der Rolle des Trösters gewesen. Er fragt, ob nicht die positiven Züge der Feldpostbriefe vielfach aus dieser Aufgabe der Konsolation für die Heimat zu verstehen sind, und ob es solche Heimatbriefe in größerer Anzahl gibt, die es erlauben, den Dialog zu interpretieren.

Dr. Latzel bestätigt, dass die Soldaten an der Front schlecht informiert waren, betont aber auch, dass sie trotz dieser Uniformiertheit sich mit ihrer Lage auseinandersetzen mussten. Was die beruhigende Funktion der Feldpostbriefe betrifft, so komme es natürlich schon darauf an, wie beruhigt wurde, ob die gängigen Legitimierungsargumentationen benutzt wurden oder ob es nur ums Durchhalten und Überleben ging oder ob Wunschträume "nach dem

Krieg" aufgebaut wurden. Es gab im übrigen wenig Briefe aus der Heimat, die es erlauben, den angesprochenen Dialog nachzuvollziehen.

Es geht ihm außerdem weniger um die politisch-ideologische Beeinflussung der Soldaten und dem daraus entstehenden Verhalten, sondern um die Frage, wie kommen die Soldaten im ihrem Alltag zurecht.

Krämer (Stuttgart) dankt für den fairen, wissenschaftlich fundierten Versuch einer Erforschung der Einstellung der Wehrmachtssoldaten anhand von Feldpostbriefen. Er berichtet von seinen Kriegserfahrungen als Leutnant des Jahrgangs 1944, der nie Feldpostbriefe geschrieben habe, und von dem Eindruck des "Verheizens", den seine Generation damals hatte, aber auch vom Pflichtbewusstsein, das blieb.

Kordes (Leonberg) fragt nach ähnlichen Untersuchungen wie die hier vorgestellten in anderen Ländern.

Dr. Latzel bestätigt, dass es solche Untersuchungen gibt; er kann aber im Augenblick nur einen Überblick nennen, der in deutscher Sprache erschienen ist: "Andere Helme - andere Menschen. Frontalltag und Heimerfahrung im Zweiten Weltkrieg . Ein internationaler Vergleich" (Hg. von Detlef Vogel und Wolfram Wette, Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte NF 2, Essen 1995), mit Beiträgen über Feldpostbriefe aus verschiedenen Ländern, unter anderem aus England, Frankreich, USA, Italien und anderen.

Im übrigen bedankt er sich bei allen, die sich an der Diskussion beteiligt haben und betont, dass es ihm um eine Auseinandersetzung um diese Quellengattung geht, die jenseits von Anklage und Verteidigung liegt, und hebt abschließend die Bedeutung des fairen Dialogs zwischen Wissenschaftlern und Zeitzeugen hervor.

IV. Vortrag von Dr. Christof Strauß (Karlsruhe):

Kriegserfahrung auf der Schwelle zum Frieden: Kapitulation und Kriegsgefangenschaft in Südwestdeutschland 1945

"For You the War is over" lautet der Titel eines Werks von David Foy über die amerikanischen Soldaten in deutschem Gewahrsam, abgeleitet von einem Satz, der den Kombattanten der verschiedenen Nationen im Zweiten Weltkrieg tatsächlich oder vermeintlich kurz nach ihrer Gefangenennahme sei es in Englisch oder einer anderen Sprache zugerufen wurde. Auf den ersten Blick erscheint die Gefangennahme und die anschließende Gefangenschaft bezogen auf das jeweils individuelle Kriegserlebnis tatsächlich einen Bruch zu markieren: Die unmittelbare Gefahr bei Kampfhandlungen sein Leben zu verlieren oder ver-

wundet zu werden war in der Gefangenschaft nicht mehr gegeben. War also der Krieg für die 35 Millionen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg für unterschiedlich lange Zeit in die Hand des Feindes gerieten, tatsächlich vorbei? Die Antwort auf diese Frage kann angesichts der Dimension eines globalen Konflikts nicht eindeutig und erschöpfend ausfallen. 35 Millionen Gefangene bedeuten 35 Millionen Einzelschicksale mit jeweils unterschiedlichen individuellen Erlebnissen in der Gefangenschaft. Der Problemkomplex umfasst überdies dutzende verschiedene Gewahrsamsmächte und Gewahrsamsorte auf allen fünf Kontinenten, Hunderte von einzelnen Lagern und nicht zuletzt eine Zeitspanne von knapp sechs Jahren, in der eine zunehmende Radikalisierung und Totalisierung der Kriegführung zu beobachten ist.

Dieser Vortrag konzentriert sich auf eine spezifische Gruppe von Gefangenen, nämlich die 3,8 Millionen Wehrmachtsangehörigen, die im Zweiten Weltkrieg in die Hände der amerikanischen Streitkräfte fielen und von denen knapp 400.000 auf dem amerikanischen Kontinent und der Rest in Lagern in Europa - so auch in Südwestdeutschland - interniert wurden. War auch für diese Soldaten mit der Gefangennahme der Krieg und somit das Kriegserlebnis tatsächlich beendet?

Es sind gewichtige Argumente, die gegen die These vom Ende des Kriegserlebnisses mit Beginn der Kriegsgefangenschaft sprechen:

1. Der Moment der Gefangennahme stellte für die beteiligten Soldaten zumeist den ersten direkten Kontakt mit dem Gegner abseits der Kampfhandlungen dar. Diese Situation verlangte den gefangenehenden Soldaten eine besondere zivilisatorische Leistung ab. Männer, die vielleicht noch Augenblicke zuvor Angehörige der eigenen Truppe verwundet oder getötet hatten, waren nunmehr - sofern die Genfer Konvention von 1929 Anwendung fand - nach bestimmten kriegsvölkerrechtlichen Regeln zu behandeln, also weder zu töten noch in anderer Weise körperlich anzutasten. Es erstaunt daher nicht, dass sich derartige Vorfälle auch bei den Kämpfen der Wehrmacht gegen die US-Army auf beiden Seiten dennoch ereigneten.
2. ist die Dauer der einzelnen Erfahrungsbereiche bemerkenswert. Viele der 18 Millionen deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs verbrachten weitaus mehr Zeit hinter Stacheldraht als im Kriegseinsatz selbst.
3. Das militärische Leben war in den Lagern des Zweiten Weltkriegs nicht zwangsläufig mit einem Schlag beendet. Die militärische Ordnung als beherrschender Faktor im alltäglichen Leben der einfachen Soldaten konnte zur völligen Auflösung gelangen, aber auch unter anderen Vorzeichen fast unverändert fortbestehen, Kriegsgefangene waren als potentielle Geiseln jederzeit ein politisches Druckmittel und somit Spielball einzelstaatlicher Interessen, sie versuchten durch Flucht gegnerische Kräfte zu binden oder boten sich durch ihre Isolation als Objekte ideologischer Beeinflussung und Infiltration geradezu an. Und schließlich
4. war das Risiko, in einem Kriegsgefangenenlager des Zweiten Weltkriegs ums Leben zu kommen auf manchen Kriegsschauplätzen so hoch wie während der Kampfhandlungen selbst. Von den drei Millionen deutschen Gefangenen in der Sowjetunion etwa starb ein

Drittel, von den über fünf Millionen sowjetischen Gefangenen in deutschem Gewahrsam starben sogar zwei Drittel.

Dies zeigt, dass hinsichtlich des Problemkomplexes "Kriegserlebnis" die beiden Faktoren "Kriegseinsatz" und "Kriegsgefangenschaft" kaum zu trennen sind, und beide Erlebnisbereiche von den Kriegsheimkehrern in amalgamierter Form in die deutsche Nachkriegsgesellschaft hineingetragen wurden.

Ich möchte in meinem Vortrag zunächst erstens einen knappen Abriss über den Gang der Forschung zum Thema "deutsche Kriegsgefangene in amerikanischem Gewahrsam" liefern, um mich dann zweitens der amerikanischen Kriegsgefangenenpolitik in den USA selbst und in Europa zuzuwenden, die in die Errichtung riesiger Sammellager an Rhein und Neckar im Frühjahr 1945 mündete. Hier erscheint es dann drittens geboten, auf einige methodische Fragen wie die Art der vorhandenen schriftlichen Quellen und die Verwendung von Augenzeugenberichten am Beispiel der Erforschung der Sammellager in Heilbronn einzugehen. Der vierte Teil beschäftigt sich dann mit den Insassen eben dieser Lager, ihrer mentalen Disposition und ihrem Kriegserlebnis hinter Stacheldraht.

1. Forschungsbericht

Die erste Initiative zur Erforschung der Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs ergriff im Jahr 1957 die Bundesregierung, als sie die Gründung der *Wissenschaftlichen Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte* beschloss, die nach ihrem langjährigen Leiter auch *Maschke-Kommission* genannt wurde. Das Ergebnis der Arbeit der *Wissenschaftlichen Kommission* war beeindruckend; auf der Basis von Quellen der Gewahrsamsmächte, Quellen von Hilfsorganisationen wie dem *Internationalen Komitee vom Roten Kreuz* und tausenden von Augenzeugenberichten wurde in insgesamt 22 Bänden das Schicksal deutscher Gefangener bei allen Gewahrsamsmächten wie etwa den USA und der Sowjetunion ausgewogen und umfassend behandelt.

Nach dem Erscheinen der Bände der Wissenschaftlichen Kommission wurde das Forschungsfeld "Deutsche Kriegsgefangene" im allgemeinen und "Deutsche Kriegsgefangene im Gewahrsam der USA" jedoch weitgehend vernachlässigt.

Diese Situation änderte sich jedoch schlagartig mit der "Other Losses" betitelten Publikation des kanadischen Autors und Amateur-Historikers James Bacque, die in der deutschen Übersetzung unter dem Titel "Der geplante Tod" seit 1989 vorliegt. Bacques vermeintlich revolutionierenden Thesen zufolge schufen die Amerikaner mit den Sammellagern in Deutschland und Frankreich unter Zustimmung General Eisenhowers regelrechte Todeslager, in denen etwa eine Million deutsche Gefangene an Hunger und Durst, durch Krankheiten und Seuchen sowie infolge rigorosen Schusswaffengebrauchs der fanatisierten Bewacher ums Leben kamen.

Bacques Werk stellte die zeitgeschichtliche Forschung vor ein schwerwiegendes Problem: Die Nachweisbarkeit eines systematischen amerikanischen Massenmords an deutschen

Gefangenen hätte erhebliche Konsequenzen für die Bewertung der Amerikaner als Besatzungsmacht und die Einordnung der deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg nach sich gezogen. Der "reißerische" und wissenschaftlich wenig fundierte Beitrag Bacques ließ indes rasch Zweifel an der Glaubwürdigkeit seiner Befunde aufkommen, und Bacques Studie wurde bald darauf als ein auf Halbwahrheiten, Verdrehungen, Fehlinterpretationen und Spekulationen beruhendes pseudowissenschaftliches Werk entlarvt. Bacques Thesen hatten jedoch ein nachhaltiges Ergebnis: das Thema Kriegsgefangenschaft rückte wieder stärker in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses und in den vergangenen Jahren erschienen etliche Studien, die den Problemkomplex aus unterschiedlichsten Perspektiven erhellen.

2. Die Kriegsgefangenenpolitik der USA bis zum Frühjahr 1945

Obwohl die 380.000 deutschen Gefangenen, die von den USA im amerikanischen Mutterland festgehalten wurden, gegenüber den knapp 3,5 Millionen restlichen deutschen Soldaten in US-Gewahrsam nur eine Minderheit darstellen, ist es dennoch sinnvoll, die Kriegsgefangenenlager in den USA einer knappen Analyse zu unterziehen. Erst auf diese Weise entsteht ein vollständiges und differenziertes Bild der amerikanischen Gewahrsamsmacht, da sich die Lebensbedingungen für die Gefangenen in den USA von den Verhältnissen der später errichteten Lager in Europa und vor allem in Deutschland erheblich unterschieden.

Die ersten deutschen Gefangenen erreichten die USA im Frühjahr 1942. Die Zahl der *POW-Camps* in den USA wuchs bis zum August 1945 auf 155 Haupt- und 511 Nebenlager an, in denen vergleichsweise günstige Lebensbedingungen herrschten. So erreichte z.B. die Verpflegung einen ausgezeichneten Standard. Die Gefangenen in den USA hatten zudem Gelegenheit, ihre Freizeit sinnvoll zu gestalten. In den Lagern entwickelte sich ein breites Angebot von Betätigungsmöglichkeiten: Sport, kulturelle Aktivitäten und Einrichtungen wie Theateraufführungen, Lagerorchester- und Bibliotheken, aber auch Weiterbildung in Lageruniversitäten mit Kursen in verschiedenen Fächern. Vor allem das intellektuelle Angebot diente auch der Re-education, auf die ich angesichts der knapp bemessenen Zeit nicht näher eingehen kann, die aber - soviel sei gesagt und soweit dieser Faktor überhaupt empirisch messbar ist - keinen durchschlagenden Erfolg bei den Gefangenen zeitigte. Die gute Behandlung der deutschen Gefangenen führte in der amerikanischen Öffentlichkeit teilweise zu empörten Reaktionen. In amerikanischen Zeitungen erschienen beispielsweise Karikaturen, die die *POW-Camps* in Anspielung auf das gleichnamige Luxushotel als the "Fritz Ritz" bezeichneten.

Trotz aller Kritik gab es für die gute Behandlung der Deutschen in Nordamerika schwerwiegende Gründe: Zum einen zeigt sich, dass die Vereinigten Staaten - sofern es die äußeren Umstände zuließen - fest gewillt waren, die Regelungen der Genfer Konvention von 1929, die die Behandlung von Kriegsgefangenen detailliert regelte, so wörtlich wie möglich umzusetzen. Zudem bot eine solche Behandlung die beste Gewähr dafür, dass auch die etwa 100.000 Amerikaner in deutschen Lagern gut behandelt wurden. Weiter wollte man den

Anreiz für deutsche Soldaten erhöhen, sich in amerikanische Gefangenschaft zu begeben (*It's better to feed them than to fight them*), und nicht zuletzt sorgten die guten Lebensverhältnisse auch für die Erhaltung der Arbeitskraft der Gefangenen, die vor allem im landwirtschaftlichen Sektor in den USA dringend benötigt wurde.

Nicht unproblematisch gestaltete sich das Verhältnis zwischen den militärisch selbstbewussten und oft noch "endsieggläubigen" Gefangenen des Afrika-Korps und den Gefangenen aus Frankreich, die aufgrund ihrer Fronterfahrungen an einen deutschen Sieg nicht mehr glauben mochten. Das brachte ihnen bei einigen ihrer Mitgefangenen den Vorwurf ein, "Verräter" zu sein. Nationalsozialisten in den Lagern benutzten weiterhin NS-Symbole, Liedgut und den "Deutschen Gruß" und feierten sogar "Führers Geburtstag". Kritischer eingestellte Gefangene sahen sich nicht selten massiven Bedrohungen ausgesetzt. Vier Fememorde und drei Totschläge ereigneten sich in diesem Zusammenhang. Mit hartem Durchgreifen und der Verlegung bedrohter Gefangener in "Anti-Nazi-Lager" bekamen die Amerikaner dieses Problem allerdings rasch in den Griff.

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie im Juni 1944 setzte man das bislang bewährte System des Abtransports deutscher Gefangener in die USA via Großbritannien zunächst fort. Doch schon in den folgenden Monaten schnellte die Zahl der eingebrachten Deutschen so in die Höhe, dass man sich entschloss, die Gefangenen in Frankreich selbst zu internieren. Die große Zahl der Gefangenen einerseits und die erschwerten Rahmenbedingungen im von den Kriegshandlungen unmittelbar betroffenen Frankreich andererseits bewirkten, dass die Lebensumstände für die Gefangenen in diesen Lagern bereits wesentlich schlechter waren, als für die Lagerinsassen in den USA.

Im Frühjahr 1945, bei den Kämpfen auf deutschem Boden und mit der sich abzeichnenden Niederlage der Wehrmacht, erreichten die Zahlen der von der *US-Army* eingebrachten Gefangenen dann astronomische Höhen. So gerieten allein mit dem Zusammenbruch des Ruhrkessels innerhalb weniger Tage 325.000 Soldaten in amerikanische Hände. Auch in Süddeutschland und Österreich ging die Zahl der Gefangenen mit der Auflösung der dort kämpfenden und gegen ihren amerikanischen Gegner chancenlosen Heeresgruppe G binnen kürzester Zeit in die Zehntausende. Dazu befreiten die Amerikaner und Briten tausende von alliierten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern v.a. aus Osteuropa, die ebenfalls untergebracht und versorgt werden mussten. Gleichzeitig hatte der Vormarsch der alliierten Streitkräfte ungehindert weiterzugehen, was die amerikanische Armee vor fast unlösbare organisatorische Probleme stellte. Vor diesem Hintergrund reifte im Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte der Entschluss, die im Reichsgebiet eingebrachten Gefangenen in gut 20 riesigen Sammellagern in Deutschland selbst zu konzentrieren. Dazu schuf man vom Niederrhein im Norden bis nach Ludwigshafen im Süden vier Zonen, von denen jede die Gefangenen jeweils einer US-Armee aufzunehmen hatte. In den drei nördlichen Zonen lagen die berüchtigten Rheinwiesenlager, wie z.B. Remagen oder Bad Kreuznach. In der südlich-

sten, der s.g. *Green Area*, sollten die Gefangenen konzentriert werden, die von der 7. US-Armee in Bayern und Österreich eingebracht worden waren.

In Süddeutschland wurden insgesamt vier solcher Lager eingerichtet, nämlich die *Prisoner of War Transient Enclosures C-1 und C-2* bei Ludwigshafen und die Lager *C-3 und C-4* in Heilbronn, auf die sich die im weiteren folgenden Ausführungen im wesentlichen beziehen.

Schon kurz nach dem Niederlegen der Waffen zeigte sich für die Gefangenen in Süddeutschland, dass mit dem Beginn der Gefangenschaft die unmittelbare Lebensgefahr keinesfalls vorbei war. Nach der fast obligatorischen Abnahme der Wertgegenstände - nicht selten begleitet von Misshandlungen - transportierte man die deutschen Soldaten auf Lastwagen in Richtung Heilbronn und Ludwigshafen. Entlang dieser Wegstrecke lag eine Vielzahl provisorischer Zwischenlager, die man z.B. auf Sportplätzen, in Fabrikhallen oder auf freiem Feld eingerichtet hatte. Bereits auf diesen Sammelpunkten herrschten katastrophale hygienische Verhältnisse. Überdies machten die überforderten Bewacher überaus rasch von der Schusswaffe Gebrauch, so dass schon hier die ersten Todesopfer zu beklagen waren. Durch die unzureichende Verpflegung auf dem Transport und die tagelangen Strapazen, kamen die meisten Gefangenen bereits völlig entkräftet in Heilbronn an. Bei ihrem Eintreffen fanden sie jedoch in Form der Lager *C-3 und C-4* nicht das vor, was man sich gemeinhin unter einem Kriegsgefangenenlager vorstellt. So war das Lager *C-3* nicht mehr als ein 1.300 x 1.1000 m großes, mit Stacheldraht umzäuntes Stück Acker- und Wiesenland ohne jegliche Infrastruktur wie Zelte oder sanitäre Einrichtungen, auf dem in kürzester Zeit über 100.000 Menschen konzentriert wurden.

Angesichts der amorphen und augenscheinlich jeglicher militärischen Ordnung beraubten Masse der Soldaten, die in diesen Behelfscamps zusammengetrieben wurden, drängt sich die Frage auf, wie man auf einer ausreichenden Quellengrundlage nicht nur die organisatorisch-administrativen Aspekte solcher Lager adäquat untersucht, sondern auch die mentale Disposition der Lagerinsassen und die vielfältigen und komplexen sozialen Interaktionen dieser "Gesellschaft hinter Stacheldraht" transparent macht. Daher werde ich, bevor ich mit meinen Ausführungen zu den Heilbronner Lagern fortfahre, auf das verwendete Quellenkorpus und damit verbundene spezifische methodische Probleme eingehen.

3. Quellenkorpus und methodische Probleme

Für die Erforschung der *Prisoner of War Transient Enclosures* im allgemeinen und der Heilbronner Lager im besonderen stehen drei Quellengruppen zur Verfügung, nämlich

1. Quellen der Gewahrsamsmacht,
2. "neutrale" Quellen von Hilfsorganisationen wie etwa dem *Internationalen Komitee vom Roten Kreuz* und
3. deutsche Quellen

Hinsichtlich der amerikanischen Quellenüberlieferung steht mit den Unterlagen der Bewachungseinheiten und der übergeordneten Stäbe in den *National Archives* in Washington ein

ausreichendes Schriftgutkorpus zur Verfügung, um die Umsetzung der amerikanischen Kriegsgefangenenpolitik auf regionaler Ebene und die administrativ-organisatorischen Gesichtspunkte des Lagerlebens in hinreichender Weise zu dokumentieren.

Die Quellen von Hilfsorganisationen, wie dem *Internationalen Komitee vom Roten Kreuz*, der Kirchen beider Konfession und der *Caritas* vermögen über zivile Hilfsmaßnahmen für die Gefangenen und die seelsorgerisch-religiöse Betreuung der Insassen Auskunft zu geben.

Hinsichtlich der dritten Gruppe ist zunächst die lokale und regionale Quellenüberlieferung zu nennen, aus denen sich die Wechselwirkung der riesigen Lager mit dem zivilen Umfeld und den unter Besatzungsbedingungen arbeitenden Stellen der deutschen Verwaltung erschließt. All diese Quellen vermögen jedoch eine Reihe von Fragen nicht zu beantworten, nämlich: wie gestalteten sich das soziale Verhalten und die sozialen Strukturen der Gefangenen angesichts der katastrophalen Lebensverhältnisse, wie rezipierten die Gefangenen subjektiv das Erlebnis der Gefangenschaft vor dem Hintergrund des deutschen Zusammenbruchs und wie entwickelten sich die Lebensbedingungen der Insassen innerhalb des von den Amerikanern gesteckten organisatorischen Rahmens tatsächlich? Da die Bewachtungssoldaten sich vom Inneren der Lager weitgehend fernhielten, gibt es nur eine Art von Quellen, die die oben gestellten Fragen hinreichend zu beantworten vermag: nämlich die Zeugnisse, die aus der Erinnerung der Gefangenen selbst gewonnen wurden.

Versucht man, diese schwer umgrenzbare Quellengattung zu strukturieren, so lassen sich fünf verschiedene Arten derartiger Berichte voneinander unterscheiden:

Zunächst lagen erstens jene Augenzeugenberichte vor, die von der *Maschke-Kommission* mittels schriftlicher Befragungen gewonnen und extensiv eingesetzt wurden und die angesichts des Umfangs des Gesamtprojekts und der sorgfältigen Auswertung wohl beispielhaften Charakter besitzen. Diese Berichte konnten angesichts der mangelnden regionalen Fokussierung im Hinblick auf das vorliegende Forschungsprojekt jedoch etlichen Anforderungen nicht gerecht werden.

Darüber hinaus wurden zweitens Tagebücher und noch während der Lagerzeit abgefasste Berichte herangezogen. Gegenüber dem Quellenwert derartiger biographischer Aufzeichnungen ist zunächst Skepsis geboten, sofern sie in der Regel einen überaus persönlichen Charakter und somit sehr beschränkte Geltung besitzen. Denn bei tagebuchartigen Aufzeichnungen finden mehrere subjektive Brechungen statt, bevor konkret Erlebtes in schriftlicher Form fixiert wird. Im Hinblick auf die kurz nach dem deutschen Zusammenbruch in den Sammellagern niedergelegten Tagebuchaufzeichnungen muss diese methodische Kritik allerdings modifiziert werden, denn durch die schlechten Rahmenbedingungen bei ihrer Entstehung sind derartige Tagebuchnotizen keine retrospektiv reflektierenden, stilistisch einwandfreien Abhandlungen, sondern vielmehr nur stichwortartige Notizen mit unmittelbarem und zeitnahe Bezug zu den persönlichen Lebensumständen, denen wegen des entsprechend geringen Grades an subjektiven Brechungen ein sehr hoher Quellenwert zukommt.

Eine dritte Quellenkategorie stellen künstlerische Erzeugnisse wie Zeichnungen und Gedichte der Gefangenen dar. Sie sind der Quellengattung der Augenzeugenberichte nur im allerweitesten Sinne zuzurechnen und sollen hier nicht näher untersucht werden.

Es verbleiben noch viertens die in unterschiedlichem Abstand zum Geschehen angefertigten, quantitativ stark differierenden "formlosen" Augenzeugenberichte und fünftens Augenzeugenberichte, die durch mündliche oder schriftliche Befragung mittels eines Fragebogens durch den Verfasser gewonnen wurden.

Vor allem die beiden letztgenannten Gruppen fallen in den Bereich der sogenannten *Oral History*. Die Fragen, was der Begriff *Oral History* bezeichnet und wie er am besten ins Deutsche übertragbar ist, bleiben bis heute umstritten. Daher fällt ein breites, unübersichtliches und nicht klar einzugrenzendes Spektrum an wissenschaftlichen Methoden unter den Begriff der *Oral History*. Eine Definition des eigenen methodischen Ansatzes musste daher einige klare Abgrenzungen berücksichtigen:

1. Das Befragen von Augenzeugen für das vorliegende Projekt unterschied sich von sozialwissenschaftlichen Meinungsumfragen durch die unterschiedliche Zielsetzung der Untersuchung. Gefordert war nicht ein repräsentativer Querschnitt sozialer Gruppen, sondern eine auf historische Zusammenhänge hin konzipierte Befragungstechnik von Personen, die in einen bestimmten historischen Prozess involviert waren und

2. wurden bei der Untersuchung der Kriegsgefangenschaft in Heilbronn Augenzeugenberichte nicht ausschließlich, sondern lediglich als Ergänzung verwendet, in Bereichen, die durch traditionelle schriftliche Quellen nicht ausreichend abgedeckt werden konnten. So eröffneten Augenzeugenberichte als exemplarische Darstellungen ausgewählter Einzelschicksale den Zugang zu einem historischen Massenschicksal, indem sie sich im Sinne Hans Joachim Schröders zu einem "Ereignismosaik" ergänzen ließen. Denn die Ähnlichkeit vieler Einzelerzählungen lieferte die Voraussetzungen dafür, dass das Gesamtbild nicht aus zufälligen und untypischen Einzelheiten zusammengefügt wurde. Vielmehr ließ sich eine Wechselbeziehung zwischen "objektiver" und "subjektiver" und zwischen "großer" und "kleiner" d.h. individuell erlebter Geschichte adäquat darstellen.

Die unkritische Übernahme von Augenzeugenberichten als objektive Schilderung vergangener Wirklichkeit führt jedoch zu erheblichen Fehldeutungen. Zum einen wird in manchen Fällen der Quellenwert von Augenzeugenbefragungen durch die Selektivität des nachlassenden menschlichen Gedächtnisses, Filterungen und Brechungen geschmälert. Der Vorwurf mangelnder Repräsentativität bei Augenzeugenbefragungen ist allerdings nur bedingt gültig. Die Befragten sollten keiner statistischen Norm entsprechen, sondern vielmehr bestimmte historische Prozesse exemplarisch verdeutlichen helfen. Derartige Schwachstellen waren jedoch auf doppelte Weise wirkungsvoll kontrollierbar. Zum einen reduzierte die Befragung möglichst vieler Augenzeugen die Gefahr, Falschaussagen über Gebühr zu gewichten. Zum anderen empfahl sich ein Abgleichen der Augenzeugenberichte mit schrift-

lichen Quellen, was im vorliegenden Fall meistens zu bemerkenswerten Übereinstimmungen führte.

Grundlage für die Gewinnung von Augenzeugenberichten war ein 180 Fragen umfassender Fragebogen. Nicht relevante Themenkomplexe konnten bei einzelnen Augenzeugen übergangen, in anderen Bereichen durch gezielte Sondierungsfragen bestimmte Details in Erfahrung gebracht werden. Beim Interview selbst war die notizenhafte Aufzeichnung des Gesprächs und die Erstellung eines konzentrierten Transskripts die am leichtesten zu erstellende und am praktischsten zu verwertende Form der Dokumentation. Für das vorliegende Projekt wurden auf diese Weise etwa 120 Augenzeugenberichte gesammelt. Beachtet man die genannten methodischen Probleme beim Umgang mit *Oral History*, stellen und stellen Augenzeugenberichte sowohl für den vorliegenden Problemkomplex, als auch für die Kriegsgefangenenforschung insgesamt eine glaubwürdige, wertvolle und unverzichtbare Quelle dar.

4. Soldaten hinter Stacheldraht: Zur Wechselwirkung von Sozialisationsfaktoren und mentaler Disposition

Das Binnenklima der Kriegsgefangenenlager im Zweiten Weltkrieg wurde in allen Gewahrsamsländern maßgeblich von den Lebensbedingungen der Insassen geprägt und stand in enger Wechselwirkung mit ihrer mentalen Disposition. Versteht man unter mentaler Disposition oder mentaler Struktur - im Sinne Sellins - den vom Bewusstsein her gegebenen Handlungsspielraum, innerhalb dessen ein Akteur oder ein Kollektiv unter Berücksichtigung seiner wirtschaftlichen, technischen, rechtlichen und anderen Möglichkeiten wirken kann, wird die enge Wechselbeziehung zwischen Lebensumständen einerseits und Mentalität andererseits offenkundig. War die Grundversorgung gesichert, also ein ausreichendes Maß an Nahrung und adäquate Unterkünfte vorhanden und waren mögliche Arbeitseinsätze so angelegt, dass sie nicht zwangsläufig die physische Vernichtung der Gefangenen nach sich zogen, bot sich den Insassen die Zeit und die Möglichkeit, die Lagerhaft in verschiedenster Weise auszugestalten und entsprechend zu deuten. Die vielfältigen Aktivitäten in Lagern auf dem amerikanischen Kontinent etwa, waren eine direkte Konsequenz der insgesamt befriedigenden Lebensbedingungen. Waren freilich die äußeren Umstände ungünstiger oder gar lebensbedrohend und prägten Hunger und Krankheiten die Lebenswelt der Insassen, blieb dies nicht ohne Konsequenzen für die Mentalität der Gefangenen. Unter solchen Bedingungen reduzierten sich die Reflektionsprozesse auf jene primären Faktoren, die das tägliche Überleben sicherten.

Die beiden Heilbronner Lager C-3 und C-4 boten in den ersten Monaten ihres Bestehens solch ein desolates Erscheinungsbild: Sie waren - wie auch die Lager auf den Rheinwiesen - nicht mehr als eine Ansammlung aneinandergereihter Stacheldrahtkarrees, s.g. *Cages*, bei denen jedes für sich eine Art abgeschlossene Lagerabteilung bildete. Bis Mitte Mai 1945 hatte man in Heilbronn insgesamt 155.000 Gefangene konzentriert, die in den ersten

Wochen auf engstem Raum und auf blankem Boden ohne jede auch nur behelfsmäßige Unterkunft und ohne sanitäre Einrichtungen hausen mussten. Regenfälle verwandelten den Ackerboden der *Cages* in fäkalienverseuchte Morastwüsten, in denen die ohnehin durch die langen Transportwege schon geschwächten und nicht selten verwundeten Wehrmachts-soldaten bei völlig unzureichender Versorgung mit Nahrungsmitteln zu vegetieren hatten. Eine geregelte medizinische Versorgung existierte in den ersten Wochen nicht, was angesichts der furchterlichen hygienischen Zustände und der fast zwangsläufig auftretenden Erkrankungen wie Ruhr oder Diarrhöe schwerwiegende Konsequenzen für den physischen Gesamtzustand der Insassen zur Folge hatte. Nach diesen ersten Wochen begannen sich die Verhältnisse sukzessive zu bessern. Die überforderten amerikanischen Bewachungseinheiten bemühten sich im Rahmen ihres eingeschränkten Handlungsspielraums und angesichts eines zivilen Umfelds, das durch Bombardements und Kampfhandlungen schwere Schäden erlitten hatte, den Lagerbetrieb in geordnetere Bahnen zu lenken. Durch die Errichtung von Zelten, die sich - wenn auch nur sehr schleppend - verbessernde Ernährung und eine allmählich in Gang kommende adäquate medizinische Versorgung konnte jedoch ein Massensterben abgewendet werden. Bis Ende 1945 kamen in Heilbronn knapp 300 Gefangene ums Lebens, fast alle in den ersten drei Monaten ihrer Lagerhaft.

So furchterlich die Lebensbedingungen in den ersten Wochen auch waren, die revisionistischen Thesen James Bacques über die amerikanischen Lager in Europa entbehren auch für das Fallbeispiel Heilbronn jeglicher Grundlage. Zu einem Massensterben in Bacque'schen Dimensionen ist es weder in Heilbronn, noch in anderen Lagern gekommen. Auch eine planmäßige Ausrottungsstrategie gegenüber den Heilbronner Gefangenen auf der Basis gezielter Unterversorgung und Vernachlässigung durch amerikanische Stellen kann nicht attestiert werden. Der Befehl, hunderttausende deutsche Soldaten in einem kriegszerstörten Land in wenigen Lagern auf engstem Raum zu konzentrieren war zweifellos eine strategische Fehlentscheidung, ist aber kein Indiz für die von Bacque fälschlicherweise unterstellten Mordpläne General Eisenhowers.

Auch in Heilbronn bedingte der desolate Zustand der Lager in den ersten Monaten, dass sich sehr deutlich eine Reihe bestimmender Sozialisationsfaktoren herauskristallisierte, die ihrerseits die Mentalität der Gefangenen maßgeblich beeinflusste, und von denen ich im folgenden einige herausgreifen möchte.

An ein aufwendiges kulturelles Leben oder systematische Fortbildungsprogramme wie in den Lagern auf dem amerikanischen Kontinent war angesichts der chaotischen Zustände in den *Cages* und der physischen Auszehrung der Gefangenen nicht im entferntesten zu denken, und die Bemühungen der deutschen Soldaten in dieser Hinsicht hatten lediglich einen improvisierten und rudimentären Charakter. Das alles beherrschende Thema der ersten Wochen war vielmehr der Hunger. Die katastrophale Ernährungslage führte bei den Gefangenen zur fast völligen Fokussierung auf die Nahrungsaufnahme. So schreibt ein Gefangener in sein Tagebuch:

Den ganzen Tag denkt hier jeder nur an das Essen. Was wird es wohl morgen Mittag geben und auf wieviel Leute wird ein Brot aufgeteilt werden. Das sind die Fragen, die uns hier hauptsächlich interessieren.

Der Nahrungsmangel führte - ungeachtet der im Verhältnis z.B. zu sowjetischen Lagern relativ kurzen Phase lebensbedrohlicher Unterernährung - zur Ausprägung einer regelrechten Hungerkultur. Die Gefangenen ersannen immer kompliziertere und ausgefallene Methoden, die zugeteilten Lebensmittel untereinander aufzuteilen, wobei eifersüchtig auf eventuelle Übervorteilungen geachtet wurde. In Ermangelung tatsächlich verfügbarer Nahrung diente s.g. Phantasieessen als kompensatorische Ersatzhandlung: die Tagebücher der Gefangenen sind voll von Rezeptsammlungen und fiktiven Menüzusammenstellungen. Der Hunger bewirkte überdies die Modifizierung allgemein üblicher sozialer Verhaltensweisen. So berichtet ein Augenzeuge:

Der Mensch degradierte sich langsam mehr und mehr zum Tier. Die Landser beginnen die unmöglichsten Dinge zu essen, die sie eben finden können. Das letzte Stückchen Grünzeug auf dem festgetrampelten Feldeboden der ehemals besten Scholle wandert in die primitiven Kochtöpfe. Kartoffelscha[[]en oder andere restliche Küchenabfälle werden aus der Müllgrube mit Gier herausgesucht. Halb angefaulte, in diesem Jahr gelegte Saatkartoffeln aus dem Boden gebuddelt. Rohes Gras gesucht und so dem Magen zugeführt. Regenwürmer gekocht. Kurz und gut ein kaum wiederzugebender Zustand.

Angesichts der Mangelernährung konnte von kameradschaftlichem Teilen kaum mehr die Rede sein. Durch die chaotischen Umstände des deutschen Zusammenbruchs waren kaum gewachsene oder geschlossene militärische Kleingruppen gemeinsam in Gefangenschaft geraten. Innerhalb der amorphen Masse von Gefangenen war die soziale Kohärenz - wesentlich bedingt durch andauernde Transporte und Verlegungen - ohnehin weitgehend verloren gegangen und wurde durch die bedrohlichen Lebensumstände weiter ausgehöhlt.

Untereinander war der Selbsterhaltungstrieb das stärkste, was uns bewegte. Der Egoismus kam angesichts der lebensbedrohlichen Zustände in jedem von uns hoch.

Fälle von Selbstjustiz nach Nahrungsdiebstählen waren keinesfalls die Regel, traten jedoch vereinzelt durchaus auf. Neben den primären Bedürfnissen Nahrung, Unterkunft und Gesundheitszustand, die im Vordergrund der Erinnerungszeugnisse der Insassen stehen, tritt ein zweiter Sozialisationsfaktor deutlich hervor, nämlich das Urteil über das von den Amerikanern zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingesetzte deutsche Lagerpersonal.

Um die große Masse von Gefangenen einer zumindest provisorischen Ordnung zu unterziehen und die organisatorischen Abläufe in den Lagern - wie etwa die Lebensmittelverteilung - reibungslos abwickeln zu können, ernannten die amerikanischen *Commander* der einzelnen *Cages* jeweils einen deutschen Lagermeister, der dann das ihm untergeordnete Personal selbstständig rekrutierte. Mit dem Prinzip, alltägliche Lagerabläufe durch die Gefangenen selbst organisieren zu lassen, hatte die *US-Army* in den Lagern auf dem amerikanischen Kontinent gute Erfahrungen gemacht. In diesen Camps ließ sich das genannte System

aufgrund der immer noch überschaubaren Zahl der Gefangenen und den guten Lebensverhältnissen ohne größere Einschränkungen anwenden. Der deutsche Lagerführer, auch Lagersprecher, Vertrauensmann oder Lagerältester genannt, stand einem deutschen Lagerstab vor, dem die Amerikaner ein hohes Maß an Selbstverwaltung einräumten und der den Lageralltag unter der Aufsicht der Gewahrsamsmacht weitgehend eigenständig organisierte. Trotz oder gerade wegen der Lagerselbstverwaltung blieb der einfache Gefangene in ein strenges hierarchisches Befehlssystem eingegliedert. Er wurde zwar einerseits unmittelbar von Landsleuten instruiert, die aber andererseits auch seine Rechte gegenüber der amerikanischen Seite geltend machen konnten.

In den Sammellagern im Frühjahr 1945 waren die Vorzeichen gänzlich andere. Die deutschen Lagermeister konnten die Rolle als eine Art Mittler zwischen den Gefangenen und der Gewahrsamsmacht vor dem Hintergrund der ungeheuren Gefangenenzahlen (ein *Cage* beherbergte oft über 10.000 Insassen) kaum wahrnehmen und fungierten als reine Befehlsempfänger. Angesichts der täglich in die Lager strömenden Menschenmassen und dem Problem, eine funktionierende Grundversorgung zu gewährleisten, waren die Amerikaner einzig an reibungslos funktionierenden organisatorischen Abläufen interessiert und kümmerten sich kaum noch um das Innenleben der Lager und die Arbeit des deutschen Lagerpersonals, dem hinsichtlich der Unterbringung und der Verpflegung durchaus eine Vorzugsbehandlung zuteil wurde.

So zufrieden die Gewahrsamsmacht mit der Arbeit der Lagermeister in Heilbronn war, eine sorgfältige Auswahl konnte nicht stattfinden und oft bestimmte der Zufall die Entscheidung. So vermerkt ein Offizier der Wacheinheiten:

When we moved into the fixed enclosure, I appointed a German Navy Lieutenant as Camp Lagermeister. I don't know why I selected him, perhaps because he had on a different uniform.

Die Auswahl des Stammpersonals in manchen Cages geriet dabei förmlich zu einer Art "Negativselektion":

Im täglichen Umgang hatten wir eigentlich nur mit der deutschen Lagerpolizei zu tun. Sie bestand vorwiegend aus Feldwebeldienstgraden, es gab aber auch Angehörige von Strafeinheiten [...]. Die Amerikaner hatten einige von ihnen ausgesucht. Diese sorgten dann dafür, entsprechend gleichgesinnte Kameraden in die adäquaten Positionen zu bringen. Die deutsche Lagerpolizei war alles in allem der unumschränkte Herrscher in unserem Camp.

Bedeuteten befähigte Lagermeister in manchen Cages für die Gefangenen eine wirkliche Hilfe, so sollte die zuweilen ungeschickte Auswahl des Stammpersonals in anderen Teilslagern für die Gefangenen fatale Folgen haben. Da auch disziplinarische Maßnahmen vom deutschen Lagerpersonal vollstreckt wurden, fühlten sich etliche Gefangene von den eigenen Landsleuten terrorisiert. Die - aus den bereits genannten Gründen - ohnehin geringe soziale Kohärenz in den *Transient Enclosures* wurde so durch Fehlverhalten des privilegierten deutschen Lagerpersonals weiter ausgehöhlt.

Die Gefangenen in den Sammellagern waren mit einem erheblichen Ausmaß unverplanter Zeit konfrontiert. Trotz der Sorge um das tägliche Überleben setzte daher fast zwangsläufig ein Reflektionsprozess hinsichtlich der weiteren persönlichen Zukunft und der jüngsten Vergangenheit ein. Von einer wirklichen Meinungs-"Bildung" in den *PWTEs* kann allerdings kaum gesprochen werden. Die Gefangenen waren bis zum Herbst 1945 ein halbes Jahr lang weitgehend von der Außenwelt abgeschnitten. Da kaum zuverlässige Fakten übermittelt wurden, bildeten Gerüchte aller Art die wesentlichste "Informationsquelle" für die Gefangenen, vor allem solche, die bevorstehende Entlassungen oder Verlegungen zum Inhalt hatten. Derartige "Parolen" breiteten sich in den Lagern überaus schnell aus und trugen keinesfalls zur sachlichen Unterrichtung der Lagerinsassen bei. Vielmehr stellte die "Gerüchtekultur" den hilflose Versuch dar, mangelnde Informationen durch Erfundenes zu substituieren oder Beobachtetes in starkem Maße überzuinterpretieren, um so ein Ventil für die Sorge um die weitere persönliche Zukunft zu schaffen. Ein zentraler Aspekt der Meinungsbildung war in Heilbronn wie an anderen Lagerstandorten neben der "Ernährungs-" auch die "Entlassungsfrage" und die Sorge um den Verbleib der Angehörigen. Jedoch auch negative Meldungen kursierten in manchen *Cages*, obwohl sie jeder Grundlage entbehrten, wie etwa Gerüchte über Abschiebungen in die Sowjetunion.

Bei nicht wenigen Gefangenen setzte angesichts des deutschen Zusammenbruchs zudem ein Reflektionsprozess über den Kriegsverlauf, die eigene Rolle im zusammengebrochenen System und die deutschen Verbrechen ein, der über die Frage der weiteren persönlichen Zukunft hinausging. Diese Form der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit bildete bei der "Meinungsbildung" der Lagerinsassen den zweiten signifikanten Themenkomplex.

Die Verhaltensweisen der Lagerinsassen in dieser Extremsituation differierten in erheblichem Maße: Freude über das Ende oder Hadern über den "unglücklichen Ausgang" des Krieges, ungebrochenes Hochlebenlassen der alten Ideale, Distanzierung von der NS-Führung, Frustration über den Zusammenbruch der alten Ordnung und das subjektive Empfinden, als junger Mensch verführt, betrogen und seiner Jugend beraubt worden zu sein. Ungeachtet der Tatsache, dass die Nachricht vom Kriegsende in Heilbronn im allgemein positiv aufgenommen wurde, erschütterte insbesondere bei etlichen jüngeren Gefangenen, die noch vergleichsweise idealistisch in den Krieg gezogen waren, die deutsche Niederlage die Grundlagen ihrer bisherigen politisch-nationalen Werte.

Ansonsten war für mich als jungen Mann mit der deutschen Niederlage eine Welt zusammengebrochen. Man hatte alles Politische meist verdrängt und war im militärischen Alltag und im guten Glauben, seine patriotische Pflicht zu tun, gefangen. Wehrdienst und Politik waren für uns zwei Paar Schuhe. [...] Enttäuscht waren wir auch von der politischen Führung, von der wir uns verraten glaubten.

In diesem Zusammenhang verstanden sich einige Gefangene als Bauernopfer, die nun anstelle der wirklich Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen wurden:

Mitnichten die, die die Waffen konstruiert und geschmiedet hatten lagen hier im Dreck, hier lagen nur die, die gezwungen worden waren, sie zu bedienen.

Schulduweisungen gingen vor allem an die politische Führung. Im Mai 1945 notiert ein Gefangener in sein Tagebuch:

Die Nachrichten, die wir von draußen hören, machen mich beinahe verrückt. Jahrelang wurden wir belogen und betrogen von so einer Lumpenbande [...] Und nun ist die ganze feige Bande zum Teufel!

Eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem untergegangenen Regime konnte aufgrund der katastrophalen Lebensverhältnisse allerdings nicht stattfinden, sondern lediglich eine Relativierung durch den subjektiv verzerrt erfahrenen "Vergleich" mit der Unmenschlichkeit des eigenen Gefangenendaseins.

Die Amerikaner hatten sich im Rahmen ihrer Reorientierungsmaßnahmen für deutsche Gefangene das Ziel gesetzt, bei jedem einzelnen Soldaten ein Schuldbewusstsein für die deutschen Verbrechen zu erzeugen. Zu diesem Zweck wurde vom *Office of War Information (OWI)* die Broschüre "KZ" erstellt, die im Juli 1945 in allen Kriegsgefangenenlagern und *PWTEs* in Europa zur Verteilung kam und die in Bild und Text die nationalsozialistischen Verbrechen glaubwürdig dokumentieren sollte. Die *US-Army* erstellte eine Studie über die Wirksamkeit der Broschüre, welche die auf bestimmte Fragen hin gezeigten Reaktionen von Gefangenen, die die Broschüre noch nicht gelesen hatten, mit den Antworten von Gefangenen verglich, die das Heft zur Ansicht bereits erhalten hatten. Auch wenn der Wert der Studie als Beweis für die Wirksamkeit der Broschüre bestritten werden kann, kristallisieren sich dennoch einige signifikante Strömungen von Meinungsbildern unter den Gefangenen heraus. Angesichts des Zusammenbruchs waren viele deutsche Soldaten zu einer (wenn auch situativ bedingten) Generalabrechnung mit ihren sympathisierenden Einstellungen gegenüber dem NS-Staat oder Deutschland als "Vaterland" bereit. Bei der Frage der persönlichen Verantwortung wurde ein individuelles Schuldeingeständnis von den meisten Gefangenen jedoch strikt abgelehnt. Die Verantwortung wurde vielmehr bestimmten Organisationen, Gruppen oder Einzelpersonen des NS-Regimes zugesprochen, um die eigene "Opferrolle" als Gefangener beibehalten zu können.

Die Stimmung und Meinungsbildung in den Sammellagern in Deutschland unterschied sich von denen in den Lagern auf dem amerikanischen Kontinent in ebenso deutlicher Weise, wie die Lebensbedingungen der beiden Gefangenengruppen differierten. Der ungebrochene Endsiegglaube und das militärische Selbstbewusstsein der Soldaten des Afrika-Korps in den USA, die das offene Bekenntnis zur nationalsozialistischen Ideologie, mit ihren spezifischen Symbolen und Ritualen einschloss, ließen sich in den Sammellagern im Frühjahr 1945 nicht aufrechterhalten. Ganz abgesehen von den rigiden und übervorsichtigen Maßnahmen der Bewachungstruppen entzog der militärische Zusammenbruch und das evidente Masseneleid einer geschlagenen Armee einer eventuellen "Endsiegnostalgie" jegliche Grundlage. Statt dessen präsentierten sich die Gefangenen als amorphe Menschenmasse mit geringer

kameradschaftliche Bindung, deprimiert durch die Niederlage und vor dem Hintergrund der strapaziösen ersten Tage in Gefangenschaft zumeist in Apathie und Fatalismus gefangen. Die Beschäftigung mit dem Phänomen "Kriegsgefangenschaft" allgemein und dem Massenschicksal der Kriegsgefangenen in Südwestdeutschland macht deutlich, dass die Kriegsgefangenschaft, sei es durch ihre Dauer und das Phänomen langfristiger Isolation oder sei es durch das Geflecht partiell überaus ungünstiger Lebensumstände, einen elementaren Teil des Kriegserlebnisses darstellt. Die von Kriegsschauplatz zu Kriegsschauplatz differierenden Haftbedingungen hatten als Sozialisationsfaktoren nachhaltigen Einfluss auf die Mentalität der Lagerinsassen. Die Erforschung dieser subjektiven Perspektive setzt jedoch in Form der Erinnerungszeugnisse der Lagerinsassen einen Rückgriff auf Quellengruppen voraus, die über das reine Verwaltungsschriftgut weit hinausreichen.

V. Diskussion

Aufgrund technischer Probleme unterblieb leider der Mitschnitt der Diskussion des Vortrags von Herrn Strauß. Wir danken den Teilnehmern der Diskussion - den Herren Dr. Exner (Schwieberdingen), Bürkle (Stuttgart), Freiherr von Gaisberg-Schöckingen (Schöckingen), Junger (Reutlingen) und Dr. Plieninger (Rechberghausen) - an dieser Stelle sehr herzlich für Ihre Beiträge und bitten gleichzeitig um Verständnis.

Redaktion: B. Straub, B. Theil